Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 51

Artikel: Aus der örtlichen Perspektive

Autor: Rych, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649583

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus der östlichen Perspektive

Mitgeteilt von Sans Rych

Notwendige Vorbemerfung des Herausgebers:

Eine Meinungsäußerung über unser liebes Bern wird hier gern geschluckt, wenn sie — wie gewöhnlich — süß und lobend klingt. Ist es gar die Meinung eines großen Mannes, so wird sie unsterblich leben wie er selbst. So kennen wir zum Beispiel aus Goethes gesammelten Werken am besten den Sat: "es ist die schönste Stadt, die wir gesehen haben" ... unser Bern nämlich ... und wir haben Goethe immer für den größten Dichter gehalten.

In den hier mitgeteilten Briefen eines Chinesen aber, der mit östlichen und wahrscheinlich auch ein bischen schrägen Augen unsere Stadt betrachtet hat, suchen wir weder Lob noch Tadel, denn der Sohn der Mitte hat bekanntlich seinen Ropf, und der Berner hat einen andern, und beide dürsten sich nur in punkto Dauerhaftigkeit und Härte gleichen, vom Zopf zu schweisgen, weil dieser weiblicherseits nun in der Bundesstadt vollstommen ausgerottet und nur noch männlicherseits nicht ganz verschwunden sein soll.

Wann dieser öftliche Autor sich in unserer Stadt ausgebalten, ist nicht ganz sicher festzustellen, denn die Datierung der Briese nach der chinesischen Chronologie war meinerseits infolge der absoluten Abwesenheit an mathematischer Begabung nicht zu enträtseln. Die Umstände deuten indessen etwa auf das dritte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, da noch kein Wort auf den unwillkommenen Besuch der Söhne Nippons im Reich der Mitte hindeutet. Außerdem beschränken wir uns gänzlich auf jene Stellen der Briese, die sich mit unserer guten Stadt und ihren Leuten besassen. Für die übersetzung kann so halb und halb garantiert werden.

I. Man hat mir, lieber Bruder, oft versichert, daß es eine Stadt wie diese nur einmal gabe, und ich freute mich, fie zu feben, obschon, ich muß es sagen, ich mir zur Stunde noch nicht flar bin, wie fremd oder wie heimisch ich mich hier fühlen werde. Es gibt zwar Züge, die mich an mein geliebtes Vaterland erinnern, wie einer, den ich dir gleich erzählen will. Um Tage meiner Ankunft fiel ein fo großer Schnee, daß mir das Berg weh tat und die Fuße froren, denn die Strafen und Blage dieser Stadt waren mit einem halbflüffigen Gletscher überzogen, durch den die Menschen und Pferde mit Gifer patschten, wie bei uns die Rinder in den Tümpeln des Ho-ang-ho. Und ich fürchtete für meine garte öftliche Gesundheit, die von je vor den Befahren des wilden Bestens bebte, und ich ging aus meiner Herberge nicht heraus, ehe mir nicht mein Diener meldete, daß eine Schar von Rulis durch die Strafen gehe, um fie vom flüffigen Schnee und Schmut zu reinigen. Wie macht man das nun bier? Den Rändern der Bege entlang schoben die Rulis alles auf einen langen Ball, und dort blieb es liegen, bis eine Nacht kam, wo dieser Wall steinhart gefror. Und als es soweit war, erachteten die Rulis ihre Zeit wieder für gefommen und famen herbei und schlugen mit Bideln und Schaufeln und Eifer auf die harten Stude los, bis der gefrorene Eisdamm nach harter Arbeit ganz verschwunden war. Das werde hier oft so gemacht, ließ ich mir durch ben Diener meiner Herberge fagen, und so bin ich hier gleich nach meiner Ankunft schon einem alten Brauche auf die Spur gekommen, der an mein Berg rührt, weil ich es liebe, in einem Land zu weilen, wo man die alten Bräuche ehrt. — Es kam nun auch ein Tag, wo ich zum ersten Mal aus= gehen und nachsehen konnte, wohin mich das Schicksal eigentlich verschlagen hat. Der Geschäftsfreund unseres verehrten Baters die Götter mögen ihm taufend Jahre ichenten — diefer Geschäftsfreund nahm mich mit sich auf einen hohen Berg, auf dem ich die Sage, die bei uns umgeht, für Wahrheit erfand, nämlich daß auf jeden Berg in diesem Lande eine Bahn binaufführe und auf jedem Gipfel ein Hotel stehe. Mein väterlicher Freund wollte allerdings nicht gelten laffen, daß diefer Berg

schon ein richtiger Berg sei, obschon er, was du dir kaum vor= stellen kannst, schon an die zweitausend Europäerfuß hoch ist. Un dinesischen Füßen gemessen, wäre er sicher gar dreitausend hoch. Meine Furcht, dort oben zu erfrieren, erwies sich indessen als gänzlich unbegründet, und ich sah auf jener Höhe das wunderlichste europäische Treiben, das sich eine östliche Phantasie, sofern es nicht just eine japanische ist, nur vorstellen kann. Leute beiderlei Geschlechts, Kinder und ehrwürdige Greise, saßen auf fleinen Fahrzeugen ohne Räder, die wie ein Pfeil zur Tiefe schoffen, wenn jemand den Mut fand, sich auf sie zu setzen. Undere standen aufrecht auf langen schmalen Hölzern, die als= bald, sowie's zur Tiefe ging, in eiligem Lauf von felbst los= fuhren. Biele blieben aufrecht auf diesen Hölzern stehen, andere aber wechselten in heftiger Bewegung in ihrer Stellung von den Füßen auf den Ropf und murden vom Bolke fehr bewundert, obschon ich nicht glaube, daß diese Afrobatik sich mit unseren öftlichen Runften je vergleichen könnte. Mein väterlicher Freund erflärte mir aber, das wäre Sport, hier unter der Bezeichnung "Tschi" bekannt, eine nordeuropäische Erfindung, aber in diesem Lande am eifrigsten gepflegt. Es soll ein Land voll lauter Schnee dazu gehören, wie es wirklich jett in der Umgebung dieser Stadt zu finden ift.

II. Es geht ein Fluß um diese Stadt herum, ein fleiner Fluß nur und nicht zu vergleichen mit dem himmlischen Hoang-ho, aber die Eingebornen hier glauben doch, daß ein prächtigerer Fluß nicht mare auf der ganzen Welt. über dem Fluß fteben viele und große Palafte, darin die Mandarinen wohnen, doch nicht diese sind es, die man hier mit diesem Wort bezeichnet, sondern die schönsten gelben Früchte aus einem benachbarten Lande im Süden. — Du wirst dich erinnern, daß hier das Land ift, wo die Uhren und die füße Schotolade herkommen, und Uhren und Schofolade sah ich denn auch auf meinem ersten Ausgang in das Innere der Stadt in großen Mengen. Und ich freute mich, ich tann nicht fagen wie, in den Fenstern der Raufhäuser auch kleine Dinge aus meinem Baterland zu sehen. Und als ich fragte, vernahm ich, daß man die hübschen, ach, mir fo finnreichen, hier aber so unnügen Sachen mit dem Worte "Chinoiferies" bezeichne, und daß Chinoiferien überhaupt nirgends auf der Welt soviel vortämen wie gerade hier. Das Wort ist aber nicht aus der Sprache der Eingebornen, sondern aus der Sprache eines Nachbarvolkes. Aber man liebt hier alles, was von außen und überhaupt von weit her kommt. Auch sehen mich alle Leute so freundlich an, und es ist im Benehmen des Volkes so vieles, was mich rührt.

III. Und nun glaube ich bestimmt zu wissen, daß eine wahr= haftige geistige Verwandtschaft zwischen unserem öftlichen Volke und demjenigen dieses Berglandes besteht, sofern man nämlich überall die Sprache fpricht, die mich an diesen Menschen immer wieder begeistert. Etwas verändert natürlich, und doch so deut= lich hörbar ist der chinesische Tonfall, den die Leute an sich ha= ben, die miteinander auf dem Markte sind. So find gang gewiß die schönften und freundlichften Unreden und Rofenamen, die sich die Leute manchmal geben, aus dem wundervollen Idiom im mittleren Reich geliehen, und Anreden wie etwa "Lumpo= hung", "Sao-hung", "Fulo-hung", "Luus-hung" oder andere Zusammensehungen mit dem cantonefischen "Hung", oder dann Namen wie "Ischang" oder "Ischo-Li", der hier sehr beliebte öftliche Gruß "Ticha-o" und andere Reden mehr, ach, die klingen meinem östlichen Ohre füß. — Ich hoffe, in meinem Studium so weit zu kommen, daß ich auch andere Redensarten verstehen lerne, die mir in völlig öftlicher Beise zum Ohr eingehen, aber, ach, einstweilen so schwer zu verstehen find. Was bedeutet zum Beispiel "Tsun-schnnt-scho", das ich den haustnecht eines Morgens sagen hörte? Oder "Tschang-stang-uf"?

delle deien Fortsetzung folgt.